

Barbara Heinish im Gespräch

Sigrid Schade: In Deiner Malerei räumst Du dem (oder der) Anderen, der am Prozeß hinter der Leinwand beteiligt ist, einen wichtigen Platz ein, er ist für Dich nicht Modell im traditionellen Sinn (was ja auch eine geschlechtsspezifische Positionierung war), sondern »Gegenüber«. Welche Deutungen verbindest Du damit?

Barbara Heinish: Es ist nicht der Fakt allein, daß jemand »hinter« der Leinwand agiert, der die Malerei verändert. Es kommt darauf an, **wie** Malerin und »Gegenüber« zusammenarbeiten. In der klassischen Konstellation von Maler und Modell ist der Anteil des Malers im Blick auf das Objekt zu groß. Als ich begann, mit Personen zu arbeiten und deren Stellungen und Bewegungen hinter der Leinwand für das Bild zu nutzen, habe ich einen Teil der Vorrechte des Malers zugunsten des Modells hergegeben. Das Entscheidende daran war, daß ich **andere** Bilder entwickelt habe, indem ich den Anderen gewissermaßen als »Mitautor« integriert habe. Die Möglichkeiten, so zu arbeiten, sind im Grunde unendlich – nie wiederholt sich etwas.

S.: Du hast erwähnt, daß ein solcher Malprozeß für Dich wie eine »ideale« oder utopische, jedenfalls nicht alltägliche Kommunikationssituation ist, die für Dich auch religiöse Assoziationen hat.

H.: Das Religiöse ist für mich im Dialog verankert. Der Dialog eröffnet eine Spannweite, einen Raum, in dem sich zwei begegnen können. Dieser Raum will gestaltet sein. Die religiöse (oder mystische oder magische) Erfahrung ist die des Gebens und Nehmens. Auch im Öffnen und Durchschreiten des Bildes (siehe Abbildung gegenüber), sei es von Seiten meines »Gegenübers« oder von mir, ergeben sich Momente der Transzendenz. Es ist ein Prozeß der Wandlung...

S.: Ich sehe in den verschiedenen Religionen unterschiedliche Ansätze, die »Anerkennung des Anderen« zu denken. In der christlichen Tradition steht der Verschmelzungs- und Versöhnungswunsch im Vordergrund, der immer in Gefahr ist, das Andere dem »Eigenen« anzugleichen und es in der Vereinheitlichung zunichte zu machen. Dieser Versöhnungs- und Harmonisierungsgedanke hat, weil er illusionär die Spaltung übergeht, gewaltförmige Züge und bietet gleichzeitig eine Art »Entlastung« an. In der jüdischen Tradition wird die »Anerkennung des Anderen« als

Anerkennung der Spaltung selbst gedacht, weshalb ja die »Erlösung« unendlich aufgeschoben ist.

H.: Ich würde die Begegnung mit dem Anderen als Fest bezeichnen. Wenn es als Performance geschieht, dann ist eine große Nähe zum Ritual da. Der ganze Ablauf (Säuberung des Raumes, Bereitstellung des Malmaterials, die Musik, die Konzentration etc.) hat eher vorchristliche Züge. Ich sehe in dem Vorgang ein »dialogisches Prinzip«, in dem das Heilige einen Ort hat, wie Martin Buber es beschreibt. Ich schaffe einen Rahmen, innerhalb dessen eine solche Erfahrung möglich wird, die im Alltag ja selten oder nur in Ausnahmesituationen Platz hat. Auch im kirchlichen Kontext eines Gottesdienstes wird sie sich nicht zwangsläufig ereignen. Daß sich etwas ereignet hat, wird durch die Spur sichtbar, die ich hinterlasse, das Bild. Die Anerkennung des Anderen erfolgt von mir durch die Anerkennung des Anderen als Gegenüber des Malprozesses. Auf der Seite des Modells findet die Anerkennung meiner Person als Malerin statt. Also ein dialektisches Prinzip.

S.: Gibt es nicht auch ein Drittes: das abgespaltene Bild?

H.: Sicher, die Abspaltung des Bildes ist die dritte Präsenz.

S.: Die traditionelle Stellung des weiblichen Modells als »Muse« des Meisters ist ja nicht nur eine »ohnmächtige« Position, sie kann durchaus exhibitionistischen Wünschen entsprechen (wie es z.B. in den Selbstzeugnissen von Charlotte Behrend-Córinth zum Ausdruck kommt). Als Dein »Gegenüber« im Malprozeß habe ich festgestellt, daß diese narzißtische Komponente keineswegs eliminiert ist, nur weil ich »hinter« der Leinwand bin und von dir nicht direkt gesehen werde. Der Blick, auf den ich mich hin bewege, ist dann der eines bereits vorweg imaginierten »Publikums«, das Deine Malerei als Kunst anerkennt, an der ich nun einen Anteil habe. Spielen solche Überlegungen für Dich eine Rolle?

H.: Nein, weil es Spekulation wäre und mich vergessen ließe, was die Hauptsache dieser Arbeit ist: ein Fest zu feiern, d.h. dem Augenblick im gegenseitigen (Aus-)Tausch einen **Ort** zu geben.